

Christa Müller (Hg.)

Urban Gardening

Über die Rückkehr der
Gärten in die Stadt



INHALT

<i>Christa Müller</i> Einleitung	9
-------------------------------------	---

I. DIE GESELLSCHAFT UND IHR GARTEN: ZEITDIAGNOSTISCHE BEOBACHTUNGEN

<i>Christa Müller</i> Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation	22
<i>Karin Werner</i> Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung	54
<i>Cordula Kropp</i> Gärtner(n) ohne Grenzen: Eine neue Politik des »Sowohl-als-auch« urbaner Gärten?	76
<i>Niko Paech</i> Perspektiven einer Postwachstumsökonomie: Fremdversorgung oder urbane Subsistenz?	88
<i>Bastian Lange</i> Koop Stadt? Was ist von der »kreativen Stadt« zukünftig zu erwarten?	104
<i>Silke Borgstedt</i> Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung	118
<i>Frieder Thomas</i> Urbane Gärten und bäuerliche Landwirtschaft: Welche Städter braucht das Land?	126

II. VERORTUNGEN: GÄRTEN UND URBANITÄT

- Frank Lohrberg*
Agrarfluren und Stadtentwicklung 140
- Katrin Bohn & André Viljoen*
Produktive Stadtlandschaft. Über ungewöhnliche
Verbindungen von Stadt und Ernährung 150
- Carmen Dams*
Gärten gehören zur Stadt! Zur städtebaulichen
Relevanz der urbanen Landwirtschaft 160
- Andrea Baier*
Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung.
Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig 173
- Heike Brückner*
Schrumpfende Städte – wachsende Freiräume?
Die Vision vom »Urbanen Gartenreich«. Zur Erfindung
neuer Urbanitäten in Zeiten sinkender
Bevölkerung: der Fall Dessau 190
- Heidrun Hubenthal*
Leberecht Migges Konzepte nachhaltiger
urbaner Landwirtschaft 204
- Ursula Richard*
Urbane Gärten als Orte spiritueller Erfahrung 225

III. DIE LEBENDIGKEIT DES GARTENS: EIN LEBENSWISSENSCHAFTLICHES PLÄDOYER

- Andreas Weber*
Der Garten als Lebenshaltung
oder warum Natur in der Stadt wichtig ist 236

IV. EINE ANDERE WELT PFLANZEN: GÄRTEN ALS RÄUME VON SUBSISTENZ UND POLITIK

- Veronika Bennholdt-Thomsen*
Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz 252
- Ella von der Haide, Severin Halder,
Julia Jahnke, Carolin Mees*
Guerilla Gardening und andere politische Garten-
bewegungen. Eine globale Perspektive 266
- Daniela Kälber*
Urbane Landwirtschaft als postfossile Strategie.
Agricultura Urbana in Kuba 279
- Martin Held*
Peak Oil und die Krise der Böden –
urbane Nutzgärten und ihr Beitrag zu einer
postfossilen Gesellschaft 292
- Andrea Heisteringer*
Leben von Gärten. Warum urbane
Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität,
Eigenmacht und Sortenvielfalt 305
- Elisabeth Meyer-Renschhausen*
Von Pflanzerkolonien zum nomadisierenden
Junggemüse. Zur Geschichte
des Community Gardening in Berlin 319
- Antje Schiffers* 333
Vorratskammer. Die Künstlerinnen-
initiative myvillages.org bewirbt ein Festival
mit lokalen Lebensmitteln
- Autorinnen und Autoren 339
- Urbane Landwirtschaft/Urbane Gärten im Web 347

Christa Müller

Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation

Seit 2007 leben weltweit erstmals mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Vom Land leben sie trotzdem noch. Erscheint es da nicht folgerichtig, dass die Landwirtschaft nun auch in die Städte zurückkehrt? Was in den Metropolen des globalen Südens (und auch Nordamerikas) eine auf der Hand liegende Strategie gegen Armut und soziale Verwahrlosung ist (Bakker et al. 2000) – das Gärtnern in der Stadt – boomt seit Beginn des 21. Jahrhunderts auch in den europäischen Städten, wenn auch aus anderen Gründen. Eine wachsende Vielfalt von neuen urbanen Gartenaktivitäten – ebenso wie ihre emphatische mediale Rezeption – verweisen darauf, dass das Gärtnern ungeahnte Perspektiven auf den Lebensraum Stadt eröffnet.

Bis vor kurzem noch galt der Gemüsegarten – zumal in den Großstädten – lediglich als anachronistisches Relikt längst vergangener Zeiten. Und plötzlich verkaufen sich Nutzpflanzen besser als Ziersträucher, entdecken immer mehr Städterinnen und Städter »die neue Lust am Gärtnern«, wie der Titel eines Beitrags im ZDF-Magazin *aspekte* lautete. Was genau geschieht da? Zu beobachten sind derzeit mehrere Entwicklungen, die sich immer stärker verdichten und mit der Hinwendung zum Gärtnern verbinden.

Stadt neu denken

Da ist zum einen die Entstehung eines neuen Selbstverständnisses von Stadt und Urbanität (vgl. Wolfrum/Nerdinger 2008). In diesem Zusammenhang wird das Verhältnis von Kultur und Natur in vielversprechender Weise neu verhandelt und vergesellschaftet. Genau an diesem Punkt beginnen sich für den Garten auch soziale Milieus zu interessieren, für die Pflanzen bislang eher »Aliens« waren, wie Karin Werner in diesem Buch schreibt; nämlich die Urban Hipster, für die die neue Mischform von Stadt und Natur Quelle und

Inspiration neuer Ausdrucksformen von Urbanität ist. Auch die künstlerischen Milieus haben den Garten entdeckt, geht es ihnen doch darum, Grenzen beständig zu verschieben und Räume zu erweitern. Der Garten bietet da einige Möglichkeiten, verwiesen sei nur auf die Aktion der Berliner Künstlergruppe »Pony Pedro«, die 2007 auf einem Parkhausdach am Berliner U-Bahnhof Kottbusser Tor das Kunstwerk »Nutzgärten vor urbaner Betonkulisse – Selbstversorger aus der Nachbarschaft bepflanzen zwölf Parkplätze« realisierte: Kaum war die Muttererde mit Kränen angeliefert, griff die deutsch-türkische Bevölkerung gemeinsam mit Künstlern und weiteren Kiezbewohnern zu Hacke, Spaten und Teegläsern und verbrachte einen produktiven Sommer auf dem Dach.

Auch diese Akteure tragen dazu bei, dass derzeit zentrale Dichotomien der europäischen Moderne, nämlich die zwischen Stadt und Land, zwischen Gesellschaft und Natur, ins Wanken geraten und erodieren. Die Kultivierung der städtischen Natur – das ist etwas, was ebenfalls ins Auge springt – ist mit neuen Formen von Sozialität und Kollektivität verbunden: Urbanes Gärtnern ist in aller Regel soziales Gärtnern, es ist partizipativ und gemeinschaftsorientiert; der Garten wird als Lern- und Begegnungsort inszeniert und die Nachbarschaft in die Gestaltung des Outdoor-Sozialraums einbezogen.¹ Häufig werden so aus vernachlässigten »Nicht-Orten« wieder Gegenden, in denen die Menschen sich begegnen und von der gemeinsam bewirtschafteten Plattform des Gartens aus weitere Berührungspunkte entdecken. Robert Harrison schreibt über die amerikanischen Community Gardens: »Ganze Viertel sind durch das Vorhandensein dieser florierenden Gärten verwandelt worden, von denen viele, gleichsam durch die Kraft ihrer Verzauberung, Gemeinschaften dort geschaffen haben, wo es zuvor keine gab.« (Harrison 2010, S. 70)

Der größte Unterschied zwischen der traditionsreichen Institution der Kleingärten und den neuen urbanen Gärten ist nicht das spärliche Regelwerk oder der stärkere Fokus auf die lokale Nahrungsmittelproduktion der »Youngster«, noch sind es die fehlenden Zäune. Vielmehr setzt sich der neue Garten bewusst ins Verhältnis zur Stadt, tritt in einen Dialog mit ihr und will wahrgenommen werden als ein genuiner Bestandteil von Urbanität, nicht als Alternative zu ihr – und erst zuletzt als Ort, an dem man sich von der Stadt erholen will. Zuweilen scheint es sogar um die Herausforderung zu gehen, dass die Stadt selbst sich der grünen, geerdeten Lebensweise im Garten anver-

¹ vgl. Gstach et al. 2009, Jahnke 2010, Madlener 2009, Meyer-Renschhausen 2004, Müller 2002, Rosol 2006, Taborsky 2008.

wandeln und sich in Entschleunigung, Kontemplation und dem Genuss der lokalen Vielfalt üben möge.

Repräsentiert der Garten womöglich das Modell einer besseren Gesellschaft? Werden die in ihm gelebten bzw. von ihm favorisierten Tugenden wie Kooperation, Gelassenheit, handwerkliches Können, Lebendigkeit, Empathie und Großzügigkeit, aber auch die Kunst des »einfachen Lebens«, das Arrangement mit dem, was vorhanden ist, richtungweisend für die vor uns stehenden Transformationsprozesse?

Ressourcenkrise und postfossile Wohlstandsmodelle

Es könnte einiges darauf hindeuten, denn das wachsende Interesse am urbanen Gärtnern und damit an der innerstädtischen Produktion lokaler, biologischer Lebensmittel rückt heute im Fahrwasser eines weiteren Megathemas ins Blickfeld: der globalen Nahrungsmittel- und Ressourcenkrise. Es ist davon auszugehen, dass die Epoche der billigen Nahrungsmittel in absehbarer Zeit für immer beendet sein wird. Die veränderten Konsummuster in bevölkerungsreichen Ländern wie China und Indien, in denen immer mehr Getreide und Fleisch verzehrt werden, beschleunigen die Knappheit. Die radikale Verstädterung in China führt zudem dazu, dass bis zu 20 Prozent des besten Agrarlandes dem Bau von Hunderten neuer Städte geopfert werden (vgl. Hirn 2009, S. 112ff).

Hinzu kommen die klimabedingte Desertifizierung von immer mehr Agrarflächen sowie die ölpreisbedingte Steigerung der Transportkosten. Man muss sich vor Augen führen, dass die industrialisierte Intensivlandwirtschaft ohne die Erdölprodukte Kunstdünger und Pestizide völlig undenkbar wäre. Die Rückbesinnung auf lokale und regionale Potenziale scheint angezeigt; auch die Publikationen zum Thema Peak Oil empfehlen neuerdings saisonale Produkte, den Urlaub zu Hause und den Eigenanbau (vgl. z. B. Rubin 2010, Hirn 2009). Auf der Hinterbühne, jedenfalls aus der Perspektive unseres saturierten westlichen Blicks, verschieben sich derweil schon seit langem die globalen Marker und Konstellationen. Man könnte mit Leggewie und Welzer sagen, dass Selbstbild und Habitus der westlichen Gesellschaften nach Jahrhunderten der hegemonialen Macht »... noch an Verhältnisse gebunden [sind], die es so gar nicht mehr gibt« (Leggewie/Welzer 2009, S. 11, vgl. auch Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983).

Die urbanen Garteninitiativen greifen die Illusion der westlichen Gesellschaften – das Wachstumsparadigma, der Glaube daran, durch immerwährenden technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum den Wohlstand mehren zu können – an verschiedensten Punkten auf und kontrastieren diese

Mythen der Moderne mit eigenwilligen sozialen Praxen und postmateriellen Wohlstandsmodellen.²

Der Garten ist nämlich weit mehr als ein Ort des Säens und Erntens. Gemüseanbau ist auch Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt in Frage stellen. Sie gärtner, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion. Ihr Motto: Sie fangen schon mal an. Sie reproduzieren Saatgut selbst, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, sie kultivieren alte Sorten, ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.

Als »Locavores« werden die »Nahesser« bezeichnet, die die ökologische Maxime »saisonal und regional« ernst nehmen und die Herkunft ihres Essens auf einen Radius von hundert Meilen beschränken (vgl. Elton 2010). Auch für diese Subkultur liegt der städtische Gemüsegarten auf der Hand, denn er bietet eine Nahrungsmittelqualität, die in Sachen Frische, Geschmack und Sortenvielfalt nicht zu überbieten ist. Auch deshalb sind Slow Food-Gruppen, aber auch Transition Town-Initiativen »natürliche Kooperationspartner« der Initiativen, die städtisches Brachland in »produktive Stadtlandschaften« verwandeln wollen (siehe den Beitrag von Bohn/Viljoen in diesem Band).

Zum Gusto und zur positiven Klimabilanz werden sich womöglich schon bald auch monetäre Aspekte hinzugesellen – diverse Zukunftsszenarien lassen Local Food-Strategien mehr als einleuchtend erscheinen. So gab Gene Giacomelli, Direktor des Controlled Environment Agriculture Center an der University of Arizona, schon vor Jahren zu Protokoll: »Unser ganzes billiges Essen basiert zurzeit auf niedrigen Transportkosten, billigem Wasser und billiger Energie für die Erzeugung von Düngern.« (Spiegel online, 5.5.2008).

Postmoderne Ethiken

Billiges Essen beruht auf der Externalisierung von Kosten der Produktion, also auf Kostenauslagerung auf niedrigst bezahlte Rohstoffproduzenten in der sogenannten Dritten Welt, auf dauerhaft verseuchte Böden und auf die Tiere, die erbarmungslosen Haltungsformen ausgesetzt sind. Kurz: Externalisierung geht einher mit Leid. Dieses zu dulden sind zunehmend weniger Kon-

² Schon der amerikanische Anthropologe Marshall Sahlins kam in seinen Studien zur »Ökonomie der Fülle« der Jäger und Sammler zu dem Ergebnis, dass ein niedriger Lebensstandard materiellen Wohlstand keineswegs ausschließt. Seiner Meinung nach hat erst der industrielle Kapitalismus die Knappheit institutionalisiert (Sahlins 1974).

lichen Parks in der Stadt. Im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg entstand 2006 in Kooperation von Bezirksamt und zivilgesellschaftlichen Akteuren der »Bürgerpark in Bürgerhand«. In Eigenarbeit und nach eigenen Vorstellungen verwandelte eine Gruppe von inzwischen 35 AnwohnerInnen eine ehemals verwilderte und vermüllte Brachfläche in den Bürgergarten Laskerwiese (<http://laskerwiese.blogspot.com>). Sie schloss mit dem Bezirksamt einen Überlassungsvertrag, in dem sich der Verein dazu verpflichtet, Pflegeleistungen wie Baum- und Rasenschnitt für das gesamte Gelände zu erbringen. Im Gegenzug erhält er pachtfreie Parzellen und Beete für die Vereinsmitglieder. Solche neuen Modelle, die die klammen Kommunen finanziell entlasten und die Gestaltungsmöglichkeiten der BürgerInnen im öffentlichen Raum erweitern, erfordern allerdings viel »Übersetzungsarbeit«. Verwaltungsdenken prallt häufig auf Alltagsverständnisse von Prozessgestaltung, und es gibt bislang wenig Erfahrung im Umgang miteinander. Im Fall des Bürgerparks Laskerwiese ist es Frauke Hehl, Gründerin von urbanacker.net und [workstation](http://workstation.net), die ihre Deutungs- und Vermittlungskompetenzen für die Kommunikation mit den Ämtern einsetzt. Nicht zuletzt weil sie Verwaltungslogiken von Akteurslogiken zu unterscheiden weiß, ist sie eine der Schlüsselfiguren in den allorts entstehenden Beteiligungsprozessen, die sich auch in der Gründung des **Allmende-Kontors** niederschlagen, einer Initiative von Berliner GartenaktivistInnen, die sich als Ansprechpersonen auf Augenhöhe für die Berliner Senatsverwaltung verstehen. Das Kontor soll zugleich Anlauf- und Beratungsstelle für urbane Gemeinschaftsgartenprojekte werden und entsteht auf dem Tempelhofer Feld (www.allmende-kontor.de).

Angesichts der markanten Beiträge, die die StadtgärtnerInnen für zivilgesellschaftliche Prozesse und auch für eine Demokratisierung des Umgangs mit dem öffentlichen Raum leisten, liegt der Eindruck nahe, dass »eine andere Welt« womöglich wirklich »pflanzbar« ist. Unter diesem Aspekt möchte ich nun einige der neuen Formen urbanen Gärtnerns und Erntens anhand von drei Fallbeispielen näher beleuchten. Ich beschäftige mich dabei mit dem Prinzessinnengarten in Kreuzberg, der Planungsinitiative Agropolis in München und der Internetplattform mundraub.org.

Nomadisch grün: Die Jungbauern vom Prinzessinnengarten

»Ein Ort, an dem sich unwahrscheinliche Begegnungen herstellen lassen.« Mit diesem Statement zum Prinzessinnengarten zitiert das Magazin für Popkultur »Spex« (1/2010, S.57) Marco Clausen, der gemeinsam mit Robert Shaw innerhalb von nur einer Saison eine 6.000 Quadratmeter große Brachfläche in ein blühendes Paradies verwandelte. Die beiden Gründer von

»Nomadisch Grün gGmbH«, der eine Historiker, der andere Filmmacher, beide Anfang/Mitte 30, betreiben seit Sommer 2009 direkt an der Kreuzberger U-Bahn-Station Moritzplatz eine »soziale, ökologische und partizipative Landwirtschaft in der Stadt«.

Kooperation: Der Garten als urbane Plattform zum Mitmachen

Von Anfang an setzten Robert und Marco auf Kooperation. Gemeinsam mit mehr als 150 engagierten KiezbewohnerInnen machten sie die Fläche urbar. Dabei blieb es aber nicht: Der für alle zugängliche Prinzessinnengarten versteht sich als Plattform für Leute, die etwas tun wollen: Hier hält ein naturnah wirtschaftender Imker seine Bienen und führt Kinder in die Honigproduktion ein, eine schwedische Künstlerin baut 16 verschiedene alte Kartoffelsorten an und sensibilisiert den Blick für das monokulturelle Angebot in den Supermärkten. Trägervereine aus der Nachbarschaft nutzen den Garten für Integrations- oder Gesundheitsarbeit, ein arbeitsloser Ingenieur will die Dächer der Container für die Regenwassergewinnung umrüsten, das benachbarte »Heilehaus« bietet eine Kooperation in Sachen Heilkräutergewinnung an – die Möglichkeiten nehmen mit jedem Besucher, der durch das Gartentor tritt, zu.

Der Prinzessinnengarten, sagt Marco Clausen, wächst organisch in all diesen Austauschverhältnissen. Hier ist die Wiederentdeckung des Raums vor allem die Entdeckung eines undefinierten Terrains. An manchen Tagen sind die Betreiber überwiegend mit dem Beantworten von Fragen beschäftigt. Eine Landwirtschaft mitten in der Stadt gibt auch Rätsel auf – und vor allem: Sie ermöglicht neue Sichtweisen. Marco Clausen denkt, dass das an vordefinierten Orten wie Banken oder Geschäften nicht passiert, weil jeder weiß, wozu sie da sind. Der Prinzessinnengarten aber ermöglicht die Erkenntnis, dass Stadt ganz anders gestaltbar und erlebbar sein kann. Wenn die Annahme der avancierteren Raumtheorie zutrifft, dass Städte keine vorgefertigten und »füllbaren« Container sind, sondern netzwerkartige soziale Räume, die durch Handlungen (kognitiv) erzeugt werden⁸, dann sind Orte wie eine »soziale, urbane Landwirtschaft« von essenzieller Bedeutung, denn sie irritieren den Blick und fordern zu einer neuen Lesart von Stadt auf. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist die Offenheit des Prinzessinnengartens

⁸ »Immer stärker setzt sich die Auffassung durch, dass... Raum nicht bloßer Behälter oder apriorische Naturgegebenheit ist, sondern als Bedingung und Resultat sozialer Prozesse gedacht und erforscht werden muss...« (Löw 2008, S. 37).

eine wesentliche Qualität, die Clausen und Shaw täglich zu bewahren versuchen: »Wir haben nicht den Masterplan. Wir sind keine Landschaftsarchitekten, die wissen, so und so soll der Garten aussehen, und die und die Funktion soll er haben. Wir wollen eine lebendige Interaktion zwischen dem Garten und der Nachbarschaft. Das ist ein offener Prozess. Wir kuratieren den Garten im Sinne von Pflegen und Sorgen. Wir wählen auch wie ein Gärtner aus, was wozu passen könnte, weil, nicht alles passt zueinander. Aber was so angefliegen kommt an sozialer Saat und sich niederlässt, das können wir nicht kontrollieren.«

»Recycling ist für urbane Landwirtschaft eine wesentliche Ressource.«

Im Garten wird das Gemüse, vorwiegend alte Sorten und seltene Kulturpflanzen, in lebensmittelechten Reissäcken, Bäckerkisten und aufgeschlitzten Tetrapacks angebaut. Zum einen wegen der fragwürdigen Qualität des Bodens, zum andern, um die Mobilität dieser urbanen Landwirtschaft zu betonen – und zugleich auch zu ästhetisieren. Im Garten ist alles mobil: Das Café und die Küche befinden sich in (geschenkten) Containern, die einmal im Hamburger Hafen standen. Container stammen, ebenso wie Bäckerkisten, als Standardtransportbehältnisse aus industriellen Strukturen, »die wir einfach mitnutzen«, so Robert Shaw: »Wir müssen in der Stadt mit dem arbeiten, was vorhanden ist, sowohl finanziell als auch ressourcenbasiert. Recycling, also Dinge umnutzen, ist für urbane Landwirtschaft eine wesentliche Ressource. Du hast keine ländlichen Ressourcen wie der Bauer. Der Boden ist auch nicht gut. Du musst andere Lösungen finden und dich umgucken: Welche Ressourcen habe ich in der Stadt?«

Die Knappheit der Ressourcen sensibilisiert zugleich für ihren Wert. »Wenn man nichts hat, dann muss man halt lernen, mit dem zu arbeiten, was da ist. Wir sagen jetzt nicht, oh Gott, Industrieprodukte! Sondern: Sie sind verfügbar in großen Mengen, es ist funktional, es erfüllt seinen Zweck, und man muss es einfach nur in einen anderen Kontext stellen, um eine andere Form von Produktivität zu erzeugen«, sagt Marco Clausen und betont, dass es gerade die Umnutzung ist, die die Leute dazu bringt, neu über die Dinge, ihre Materialität und ihren Wert nachzudenken.

Zugleich ermöglichen die stapelbaren Bäckerkisten, modular und flexibel Hochbeete zu bauen, die auch transportabel sind. Für Zwischennutzer auf einer Fläche, die das städtische Liegenschaftsamt nur so lange verpachtet, bis sie sie verkauft hat, bietet sich ein transportables System an, denn mit ihm kann man die unterschiedlichsten Orte in einen Garten verwandeln. Robert Shaw: »Wir können mit unseren Kisten durchaus eine Frucht-

folge einhalten, wie ein Landwirt, aber wir können mit den Kisten auch den Ort wechseln und uns auch ganz andere Orte erschließen, sei es ein Parkplatz, ein Hausdach, ein Parkdach. Verseuchte Orte, versiegelte Flächen, kleine Flächen.«

Das Areal pachteten die beiden im Juli 2009 vom Liegenschaftsfonds und zahlen dafür monatlich 2.300 Euro. Auch im Winter, wo der Garten, mobil wie er ist, in ein Theater umzieht. Die Pacht wird erwirtschaftet durch den Cafébetrieb, der täglich auch Mahlzeiten aus (möglichst vielen) lokalen Zutaten anbietet, sowie aus dem Verkauf von Pflanzen. Auch einige Berliner Spitzenrestaurants ordern alte Gemüsesorten und Wildkräuter im Prinzessinnengarten.

Am Kreuzberger Moritzplatz stößt Berliner Ausgehkultur auf Plattenbauten, Altbauwohngenden und ein Gewerbegebiet. Für Shaw und Clausen genau der richtige »Grenzort«, der eine bunte Mischung von GartenbesucherInnen erlaubt. Und tatsächlich: Wer einmal einen Sommertag am Moritzplatz verbringt, trifft auf Menschen, die sich über das Konzept »Nomadisch Grün« informieren, etwas über die urbanen Anbaumethoden erfahren wollen oder einen Platz zum Andocken für ihr eigenes Projekt suchen. Türkische Kiezbewohnerinnen ernten in der Regel schon in den Morgenstunden, eine sibirische Nachbarin führt täglich ihren Kater aus, gibt den »Greenhorns« wertvolle Pflanztipps und schaut nach den Bio-Chilis aus eigenem Anbau. Man trifft auf einen Stadtplaner aus New York, der ein ähnliches Projekt in Brooklyn plant, auf einen jungen Dachgartenaktivisten aus Mexico City, der im Internet aufmerksam wurde, auf eine Guerrilla Gärtnerin aus Barcelona oder auch auf des eigenen Kiezes überdrüssig gewordene junge Mütter aus der »Bionade-Bourgeoisie« vom Prenzlauer Berg. Gegen Mittag gesellen sich junge Kreative und »Apple Nerds« aus dem benachbarten betahaus zum Business Lunch aus lokaler Produktion hinzu und abends mischt sich die Szenerie erneut. Man kommt zum Musikmachen, zum Gärtnern nach Feierabend, zu einer Kulturveranstaltung, zum Ernten oder einfach zum »Chillen« unter Linden, Flüsterpappeln und Sommerlieder auf der verwunschenen Fläche, die nach Kriegsende mehr als 60 Jahre lang brachlag.

Ein Ort wie der Prinzessinnengarten offeriert flexible und punktuelle Teilhabe ohne längerfristige Verpflichtung, ernsthafte Orientierung an den Grundlagen des Seins und an kleinteiligen Strukturen, aber auch das Ausleben hedonistischer Leidenschaften. So in etwa wird auch das bürgerschaftliche Engagement der jüngeren Generationen charakterisiert: punktuell, aber intensiv. Es ist für hochgradig individualisierte Menschen auch einfacher,

nur sporadisch Zugehörigkeit zu erfahren. Manche überfordert ein zu intensives soziales Geschehen, weil es auch anstrengend und zeitraubend sein kann. Eine Community auf Zeit in einem Arbeitseinsatz bietet einen schnellen Einstieg und zugleich immer auch die Exit-Option. Der Magnetismus, den die urbanen Gärten gerade auf die jüngeren Generationen ausüben, erklärt sich auch durch die fehlende institutionelle Einbindung, gepaart mit dem Gefühl, trotzdem sozial angebunden und vernetzt zu sein.

Prinzip Dilettantismus

Marco und Robert beschreiben sich selbst als Dilettanten. Ihre Methode: Sie tun nur Dinge, von denen sie keine Ahnung haben. Dieses Prinzip funktioniert ähnlich wie die Wirtschaft der knappen Mittel: Man ist angewiesen – und damit offen – für das, was vorhanden ist. Die Knappheit der Mittel verwandelt sich auf diese Weise in eine Fülle an Erfindungsreichtum und Austausch. Nach und nach entsteht eine Community, die den Garten nutzt, als sei er eine Allmende (auch wenn er de facto kein Gemeineigentum ist). Der Prinzessinnengarten fordert auf zur Teilhabe: Man erkennt sofort, dass man mitarbeiten und etwas gestalten kann, von dem man selbst und andere profitieren. Marco Clausen nennt den Prinzessinnengarten »Bildungsgarten« und meint das in einem umfassenden Sinne: »Wir sind drauf angewiesen, dass man uns unterstützt. Wir können höchstens Verbindungen herstellen. Es ist ein offenes Geheimnis, dass diejenigen, die am meisten lernen, wir selbst sind.«

Die Bedürftigkeit, die hier von den Gründern regelrecht inszeniert wird, führt dazu, dass der Garten genau über die Netzwerke funktioniert, die aus ihm heraus entstehen, sich um ihn gruppieren oder ihn nutzen, um sich selbst weiter auszudifferenzieren. Unentwegt ergibt sich die Gelegenheit und Notwendigkeit zum Austausch, und das Zusammentreffen von vielen unterschiedlichen Talenten schafft eine »unaufgeräumte«, lebendige Atmosphäre. Egal ob in einem Workshop zu Window Farming, zum Begrünen von Hauswänden, Dächern und Balkonen oder bei der Nutzung von Plastikwasserflaschen als Permanentbefeuchter von Humusboden: Gefragt sind immer der Erfindergeist und der wechselseitige Austausch. Ressourcen setzen weitere Ressourcen frei, und so ist der Prozess der Produktivität in dem Garten nie abgeschlossen. Hier werden die Dinge kreativ umgedeutet und neu ins Verhältnis gesetzt. Eins ergibt sich aus dem anderen. Für Ideenreichtum sorgt nicht nur die anregende Gegenwart der unterschiedlichen Pflanzen, es ist auch die nie versiegende Möglichkeit, sich produktiv einzubringen und die Phantasie von den brachliegenden Dingen anregen zu lassen.

Im Prinzessinnengarten werden auch solche Menschen zu Experten, deren Wissen sonst eher wenig interessiert: Die, die wissen, wie man alte Gemüsesorten ertragreich anbaut, die sich über vielfältige Formen der Weiterverarbeitung und des Genusses austauschen können, die ein Diplom aus ihrer Heimat mitgebracht haben, das in Deutschland nicht anerkannt wird, die, die keine Erwerbsarbeit haben, aber eine Menge Zeit und Ideen. Insgesamt ein reicher Schatz, auf den man für den sozialen und ökologischen Umbau zurückgreifen könnte, ebenso wie auf die hier schon im Kleinen realisierte Vision einer Stadt, die sich auch als Ort von ressourcenschonenden und das Soziale und Kreative fördernden Formen der urbanen Subsistenz begreift.

Agropolis: Planung für einen Stadtteil des Erntens

Urbane Subsistenz lebt nicht nur von einfallsreichen Menschen, sondern braucht auch infrastrukturelle Voraussetzungen. Solche könnten womöglich schon bald in München entstehen. Für die »Wiederentdeckung des Erntens im urbanen Alltag« wirbt eine Gruppe von jungen Stadtplanern und ArchitektInnen, die 2009 im städtischen Wettbewerb »Urban Scale« den ersten Preis mit einer »metropolitanen Nahrungsstrategie« für München gewann. Von der landwirtschaftlichen Produktion bis zur Zubereitung präsentiert ihr »Agropolis«-Konzept eine zukunftsfähige Nahrungsökonomie, die den Eigenanbau, die Inwertsetzung der regionalen Ressourcen und den nachhaltigen Umgang mit dem Boden ins Zentrum der Stadtplanung stellt: Ernten soll wieder (sichtbarer) Teil der alltäglichen Lebensabläufe in der Stadt werden, und dies in einem Stadtviertel, das in den nächsten 30 Jahren in Freiham im Münchener Westen für 20.000 BewohnerInnen gebaut wird. Damit erhält urbane Subsistenz ein Rahmenkonzept auf städtebaulicher Ebene. Selber ernten und Infrastrukturen des lokalen Tausches und der Begegnung sollen die urbane Landwirtschaft räumlich erkennbar und erfahrbar machen. Eine Trambahn, die Viktualientram, soll jeden Tag beladen mit lokalen Nahrungsmitteln zum Viktualienmarkt fahren und Gemüse aus Freiham anliefern. An der Zwischenstation Sendlinger Tor wird, so die Planung, frisch geerntetes Obst und Gemüse direkt aus der Trambahn heraus verkauft.

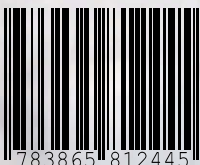
Die Kernidee von Agropolis ist, die Lebensqualität von München zu betonen und noch zu erhöhen. Im Stadtteil der Zukunft haben die jungen PlanerInnen den öffentlichen Freiraum als Grünvernetzung und die Baumbestände als Obstbaumhaine gedacht, in die auch Gemeinschaftseinrichtungen integriert werden sollen. Obstbäume, Hecken mit Quitten, Schlehen,

Der Garten als weltabgewandtes Refugium im Privaten war gestern. In diesem Buch ist die Rede von Gärten, die sich der Welt zuwenden. Sie boomen ausgerechnet dort, wo es laut, selten beschaulich und zuweilen chaotisch zugeht: mitten in der Stadt. Beim Anbau von Tomaten und Karotten suchen die Akteure der neuen Gartenbewegung die Begegnung mit der Natur – und mit Gleichgesinnten. Sie gestalten gemeinschaftlich einen innerstädtischen Naturerfahrungsraum, beleben die Nachbarschaft, essen zusammen und empfehlen sich der Kommunalpolitik als kompetentes Gegenüber in Sachen Stadtplanung.

Mit dem Versiegen des Erdöls steht nicht nur die industrialisierte Nahrungsmittelproduktion zur Disposition. Auch die moderne Polarität von Stadt und Land erhält Risse. Das Buch wagt die Diagnose, dass in den westlichen Großstädten ein verändertes Verständnis von Urbanität entsteht, in dem die neuen Gärten mit ihren Kulturen des Selbermachens und der Re-Etablierung von Nahbezügen eine Vorreiterrolle spielen.

Die Autorinnen und Autoren beleuchten städtebauliche und stadtplanerische ebenso wie historische, soziale, ökonomische und kulturelle Dimensionen der Rückkehr der produktiven Gärten in die Städte, präsentieren die Projekte und ihre ProtagonistInnen, ordnen die Aktivitäten zeitdiagnostisch ein und stellen Verknüpfungen zu gesellschaftlich relevanten Entwicklungen her, in die der Boom der Gemeinschaftsgärten eingebettet ist.

Dr. Christa Müller ist Soziologin und Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und der Stiftung Interkultur in München. Sie studierte an den Universitäten Bielefeld, Marburg und Sevilla, absolvierte Feldforschungsaufenthalte in Lateinamerika, Spanien und Deutschland und forscht seit 1999 für die anstiftung zu urbaner Subsistenz, u.a. in Interkulturellen Gärten und Gemeinschaftsgärten.



19,95 Euro
www.oekom.de

9 783865 812445